



ELIZABETH PETERS

Der Herr der
Schweigenden

**DER DREIZEHENTE FALL
FÜR AMELIA PEABODY**



Weltbild



Ägypten, Herbst 1915: Amelia Peabody, ihr Mann Emerson und Sohn Ramses bereiten sich auf die neue Ausgrabungssaison vor. Da merkt Amelia, wie sich ein britischer Offizier bemüht, Ramses als Spion anzuwerben. Um dies zu verhindern, schickt sie ihn nach Luxor, wo Grabungsfunde gestohlen wurden. Doch damit nicht genug: Bald scheint es, als ob Amelias Erzfeind Sethos wieder hinter ihr her ist ...

»Amelias Charme ist unwiderstehlich.« New York Times

Amelia-Peabody-Reihe (chronologisch)

Im Schatten des Todes
Der Fluch des Pharaonengrabes
Der Mumienstrein
Im Tal der Sphinx
Der Sarg des Pharaos
Verloren in der Wüstenstadt
Die Schlange, das Krokodil und der Tod
Der Ring der Pharaonin
Ein Rätsel für Ramses
Die Hüter von Luxor
Der Fluch des Falken
Der Donner des Ra
Der Herr der Schweigenden
Die goldene Göttin
Der Herr des Sturms
Wächter des Himmels
Die Schlangenkronen
Das Königsgrab
Tod auf dem Tempelberg

Elizabeth Peters

Der Herr der Schweigenden

Roman

Aus dem Amerikanischen von Beate Darius

Weltbild

Die Autorin

Elizabeth Peters wuchs in Illinois auf und promovierte in Ägyptologie am bekannten Institut für Orientalistik an der University of Chicago. Sie gewann alle wichtigen Krimipreise in den USA, unter anderem den Edgar Award. Sie lebt in einem alten Bauernhaus im Westen von Maryland.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel
Lord of the Silent bei William Morrow, an Imprint of HarperCollins Publishers, New York

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2001 by Elizabeth Peters

Published by Arrangement with Barbara G. Mertz Revocable Trust

Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Übersetzung: Beate Darius

Copyright der deutschen Übersetzung © 2002 by Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG, München. Erschienen im

Imprint Ullstein Taschenbuch Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-368-8

Für Tim

Amun, König der Götter, Herr der Stummen,
der erhöhet die Armen ...
der speiset die Hungernden ...
Vater der Waise, Gatte der Witwe ...
gewähret Gnade trotz der Schmach des ihm Dienenden.

*

Epitheta und Attribute des Amun-Re,
eine Zusammenstellung aus mehreren Hymnen.

Vorwort

An dieser Stelle sieht sich die Herausgeberin zu der Feststellung veranlasst, dass sie keine weiteren Aufzeichnungen der Familie Emerson benötigt. In den vergangenen Monaten erhielt sie eine Fülle von Dokumenten, die weitere Aufschlüsse geben sollten. Eine flüchtige Durchsicht ergab jedoch, dass es sich zweifellos um Fälschungen handeln muss. Sie, die Herausgeberin, hat in der Tat genug Material, dass es sie über Jahre hinweg beschäftigen wird, und sie ist bereits auf der richtigen Spur ... Mehr wird sie an dieser Stelle nicht enthüllen. Diejenigen, die die fraglichen Dokumente besitzen, wissen, wer gemeint ist. Alle anderen werden um Zurückhaltung ersucht.

Was die in diesen Band eingeflossenen Materialien anbelangt, so dürften einige Anmerkungen den Sachverhalt besser erläutern.

Auch wenn eindeutig erwiesen ist, dass Nefret Forth – so ihr damaliger Mädchenname – gelegentlich Kommentare zu den frühen Teilen von Manuskript H beisteuerte, so nahm sie doch nach ihrer Heirat wesentlich aktiver Anteil an der Gestaltung dieser Textpassagen. Kurz gesagt: Manuskript H hat sich zu einem Gemeinschaftswerk entwickelt. Was zu erwarten war bei einer Dame mit einer solchen Durchsetzungskraft.

Ihre Heirat und die damit einhergehenden Zerstreungen beeinflussten auch ihre Korrespondenz mit Lia Todros. Die Briefe werden seltener, ihr Informationsgehalt geringer. Von daher hat die Herausgeberin auf diese verzichtet, in der Annahme, dass das werte Lesepublikum nicht sonderlich daran interessiert ist, Schilderungen über Babys und eheliche Verführungsaktivitäten zu erfahren. (Ich versichere Ihnen, werte Leser, Letztere sind eintönig, unoriginell und entsetzlich sittsam! Sie verpassen gewiss nichts!)

Die Aufzeichnungen, welche die Herausgeberin mit einem »M« versehen hat, erklären sich zum Teil selbst. Es bleibt unerkennbar, wie einzelne Passagen in den Besitz von Mrs Emerson gelangten. Diesbezüglich hat die Herausgeberin gewisse Vermutungen. Der aufmerksame Leser/die aufmerksame Leserin wird zweifelsfrei seine/ihre eigenen Schlüsse ziehen.

Danksagung

Ich danke meiner Enkelin, Jennifer Shea, da sie die Handlung um einen weiteren Charakter bereichert hat, und Kristen Whitbread, meiner unschätzbaren Assistentin, für ihre konstruktive Mitarbeit. Ihr allein verdankt Horus sein Weiterleben. Professor Peter Dorman vom Oriental Institute hat ein ausgesprochen geheimnisumwittertes Grabmal für mich aufgetan und George B. Johnson nahm sich der Funktionstauglichkeit meiner Ladysmith an. Mein besonderer Dank gilt Dennis Forbes, dem Herausgeber des KMT, A Modern Journal of Ancient Egypt und einem wandelnden Lexikon in allen Fragen zur Ägyptologie. Er fand für uns nicht nur gehörnte Sphinxen, sondern las auch das gesamte, unredigierte Manuskript. Ein Dankeschön auch an meine Lektorin Trish Grader, die Beste in der Branche.

»Meine liebe Peabody, ich appelliere auch an deine grauen Zellen, in dieser Situation den Silberstreif am Horizont zu entdecken«, grummelte Emerson.

Wir befanden uns in der Bibliothek des Amarna House, unserem Wohnsitz in Kent. Wie üblich erinnerte Emersons Schreibtisch an ein archäologisches Grabungsfeld, voller Bücher und Schriftstücke, bestäubt von seiner Pfeifenasche. Den Bediensteten war es strikt untersagt, sein Werk zu berühren, also wurde die Staubschicht nur aufgewirbelt, wenn Emerson suchend in einem der Stapel herumstöberte. Er lehnte sich in seinem Sessel zurück und starrte mürrisch auf die Büste des Plato auf dem gegenüberstehenden Bücherregal. Plato starrte mürrisch zurück. Er hatte die Büste des Sokrates ersetzt, die einige Jahre zuvor einer Gewehrkugel zum Opfer gefallen war, und seine Züge waren beileibe nicht so gewinnend.

Der Oktobermorgen war verhangen und kühl, ein Vorgeschmack auf das Winterwetter, das nicht mehr lange auf sich warten ließe, und ein Spiegel der tristen Stimmung, unter der fast alle litten; und ich sah mich zu dem Eingeständnis gezwungen, dass die Zeiten die menschliche Psyche tatsächlich auf eine harte Probe stellten. Als der Krieg im August 1914 begann, hieß es, er wäre Weihnachten zu Ende. Im Herbst 1915 hatten sich selbst die hartnäckigsten Optimisten auf einen langen, blutigen Konflikt eingestellt. Nach erschreckenden Verlusten hatten sich die gegnerischen Armeen an der Westfront mit ihrem Stellungskrieg in eine Sackgasse hineinmanövriert und die Zahl der Verwundeten und Toten stieg weiter. Der Angriff auf die Dardanellen und eine Einnahme Konstantinopels waren gescheitert. Einhunderttausend Männer saßen bei Gallipoli fest, da sie aufgrund der Gebietskontrolle des Feindes nicht vorrücken, aber auch nicht abrücken konnten, weil das Kriegsministerium die Einsicht verweigerte, einen folgenschweren Fehler begangen zu haben. Serbien stand im Begriff, an den Feind zu fallen. Die russischen Armeen waren in Auflösung begriffen. Italien war auf unserer Seite dem Krieg beigetreten, seine Armeen indes standen an der österreichischen Grenze. Luft- und U-Boot-Angriffe hatten das Kriegsgeschehen um eine neue, widerwärtige Dimension erweitert.

Einen Lichtblick gab es allerdings, und ich beeilte mich, auf ebendiesen hinzuweisen. Nach einem Sommer, den wir in England verbracht hatten, standen wir kurz vor unserer Abreise nach Ägypten und damit vor einer weiteren Saison archäologischer Aktivitäten, für die wir berühmt sind. Mein geschätzter Gatte hätte seine Exkavationen allenfalls für das Armageddon aufgegeben (und das auch nur, wenn diese letzte Schlacht in seiner unmittelbaren Nachbarschaft geschlagen worden wäre). Obgleich er sich der Tragödie des Weltkrieges wohl bewusst war, neigte er gelegentlich dazu, diesen als persönliche Unannehmlichkeit zu werten – »eine verfluchte Belästigung«, so seine Umschreibung. Tatsache war, dass der Krieg unsere Planung für jene Saison erschwert hatte. Da der Landweg zu den italienischen Häfen inzwischen abgeschnitten war, blieb uns nur eine Möglichkeit, um Ägypten zu erreichen, und deutsche U-Boote durchstreiften die

englischen Küstengewässer.

Nicht dass Emerson sein eigenes Wohlergehen gekümmert hätte – er fürchtet weder Tod noch Teufel. Skeptisch stimmte ihm allein die Besorgnis um diejenigen, die für gewöhnlich an seinen alljährlichen Exkavationen teilnahmen: also um mich; seinen Sohn Ramses und dessen Frau Nefret; um Ramses' Freund David und dessen Frau Lia, Emersons Nichte; um ihre Eltern, Emersons Bruder Walter und meine liebe Freundin Evelyn; und um Sennia, das kleine Mädchen, das wir alle ins Herz geschlossen hatten und das bei uns lebte, seit es von seinem englischen Vater verstoßen worden war.

»Bleibt nur die Frage«, fuhr ich fort, »wie viele von uns in diesem Jahr die Reise antreten. Ich hatte nicht angenommen, dass Lia uns begleiten wird; das Baby ist erst sechs Monate alt, und obwohl er ein gesunder kleiner Bursche ist, sollte man das Risiko nicht eingehen, dass er krank werden könnte. Die medizinische Versorgung in Kairo hat sich seit unseren ersten Aufenthalten sehr gebessert, dennoch lässt sich nicht leugnen, dass sie nicht ...«

»Verflucht, Peabody, halte mir keinen Vortrag!«, wettete Emerson.

Emersons aufbrausendes Temperament ist in Ägypten Legende; nicht umsonst nennt man ihn dort den »Vater der Flüche«. Die saphirblauen Augen zornesfunkelnd, die dichten Brauen bedrohlich zusammengezogen, griff er nach seiner Pfeife.

Emerson ruft mich nur selten bei meinem Vornamen Amelia. Peabody, meinen Mädchennamen, verwendet er hingegen zum Ausdruck seiner Wertschätzung und Zuneigung. Heilfroh, ihn aus seiner trübsinnigen Stimmung gerissen zu haben, wartete ich, bis er sich entspannte und betreten lächelte.

»Entschuldigung, mein Schatz.«

»Angenommen«, murmelte ich großzügig.

Die Tür zur Bibliothek sprang auf und Gargery, unser Butler, steckte seinen Kopf ins Zimmer. »Haben Sie gerufen, Professor?«

»Ich habe Sie nicht gerufen«, erwiderte Emerson. »Und das wissen Sie genau. Gehen Sie, Gargery.«

Gargerys blasierte Züge nahmen einen Ausdruck eigensinniger Entschlossenheit an. »Möchten Sie und Madam noch Kaffee, Sir?«

»Wir haben gerade das Frühstück beendet«, erinnerte Emerson ihn. »Wenn ich etwas will, rufe ich Sie.«

»Soll ich das elektrische Licht einschalten, Sir? Ich glaube, dass ein Unwetter im Anzug ist. Mein Rheumatismus ...«

»Zur Hölle mit Ihrem Rheumatismus!«, brüllte Emerson. »Verschwinden Sie, Gargery!«

Die Tür schloss sich mit einem nicht zu überhörenden Knall. Emerson schmunzelte. »Er ist so durchschaubar wie ein Kind, nicht wahr?«

»Und, hat er dir zugesetzt, dass wir ihn diesmal mit nach Ägypten nehmen?«

»Nun, das macht er doch jedes Jahr. Jetzt behauptet er, das feuchte, winterliche Klima wäre für sein Rheuma verantwortlich.«

»Ich frage mich, wie alt er ist. Er hat sich in all den Jahren kaum verändert. Sein

aschblondes Haar zeigt nicht die Spur von Grau und er ist noch immer schlank und drahtig.«

»Er ist jünger als wir.« Emerson grinste. »Aber sein Alter ist unwesentlich für meine Entscheidung, liebste Peabody. Ihn seinerzeit an unseren kriminalistischen Nachforschungen zu beteiligen war ein folgenschwerer Fehler. Damit haben wir ihm nur Flausen in den Kopf gesetzt.«

»Du musst zugeben, er war überaus nützlich«, erwiderte ich im Hinblick auf besagte Geschehnisse. »In jenem Jahr haben wir Nefret und Ramses hier in England zurückgelassen, und wären Gargery und sein Knüppel nicht gewesen, hätten Schlanges Komplizen sie vielleicht entführt.«

»Davon weiß ich nichts. Nefret hat sich bewundernswert verteidigt und Ramses nicht minder.« Emerson paffte an seiner Pfeife. Er behauptet, der Tabakgenuss beruhige seine Nerven. Jedenfalls klang er etwas besänftigter, als er fortfuhr: »Wie dem auch sei, ich gestehe, er war uns eine große Hilfe, als wir damals in jenem Kerker unter Mauldy Manor eingesperrt waren und der Wasserspiegel stieg und das Haus in Flammen stand und ... Warum lachst du?«

»Bezaubernde Erinnerungen, mein Schatz, einfach bezaubernd. Wir führen doch ein überaus interessantes Leben, oder?«

»Zu verflucht interessant. Ich möchte nicht noch einmal eine solche Saison wie die letzte erleben.« Aus seiner Stimme klang eine Gefühlstiefe, wie man sie seinem spröden britischen Naturell nicht zugetraut hätte.

Gleichwohl kannte ich diese Empfindungen, denn ich teilte sie. Er dachte an unseren Sohn und wie nahe wir daran gewesen waren, ihn zu verlieren.

Seit dem Krabbelalter geriet Ramses von einem Ungemach ins nächste. In seiner Kindheit war er von Meisterverbrechern und Antiquitätenräubern entführt worden, in Grabschächte und von Klippen gestürzt ... doch eine vollständige Auflistung würde den Rahmen dieser Erzählung sprengen. Inzwischen Mitte zwanzig, schien er relativ unversehrt und wohlbehalten; indes hatte die Reife seinen Wagemut nicht zu dämpfen vermocht, sodass er sich im Winter 1914/15 den allergrößten Gefahren aussetzte.

Jeder wusste, dass die Türken einen Angriff auf den Suezkanal planten. Nicht gemeinhin bekannt war dagegen, dass sie, zeitgleich mit diesem Vorhaben, einen blutigen Aufstand in Kairo auszulösen hofften, der es erforderlich machen würde, Truppen von der Verteidigung des Kanals abzuziehen. Sie fanden willige Verbündete in einer Gruppierung ägyptischer Nationalisten, die zu Recht erzürnt waren, weil England ihre Unabhängigkeitsbestrebungen weit von sich wies. Kamil el-Wardani, der charismatische junge Führer dieser Gruppe, war der Gefährlichste von allen, aber es gab auch andere, die bereitwillig mit dem Feind kooperierten. Als Wardani schließlich dingfest gemacht wurde, entschieden die Behörden, seine Gefangennahme geheim zu halten und ihn durch jemand anderen zu ersetzen — jemand, der England treu ergeben war und der von den Plänen des Feindes berichtete, wie auch von den geheimen Waffenlagern der Türken.

Es gab nur einen Menschen, der für diese Maskerade geeignet war. Ramses' Ähnlichkeit

mit den Ägyptern, mit denen er den Großteil seines Lebens verbracht hatte, und seine Fertigkeit in der zweifelhaften Kunst der Verstellung machten ihn zum perfekten Kandidaten. Unmöglich, die mit seiner Position verbundenen Gefahren herunterzuspielen: Wardanis Anhänger hätten ihn gemeuchelt, hätten sie von seiner wahren Identität erfahren; ebenso die Deutschen und die Türken, sobald der Verdacht aufgekeimt wäre, dass er ihre Pläne verrät; und da auf »Wardani« ein Kopfgeld ausgesetzt war, suchte ihn jeder Kairoer Polizeibeamte zu stellen. Ramses und David, der darauf bestanden hatte, die Gefahr zu teilen, war es gelungen, den Aufstand zu verhindern; sie waren es auch, die den Informanten der Mittelmächte an das Kriegsministerium auslieferten. Beide hatten schwerwiegende Verletzungen davongetragen, und nie werde ich die vielen unseligen Stunden vergessen, in denen ich um sie bangte.

»Was ist mit David?«, erkundigte ich mich.

»Hm, berechtigte Frage«, brummte Emerson. »Er ist absolut unentbehrlich für mich; es gibt keinen besseren Künstler oder Kopisten in diesem Gewerbe. Aber kann ich von ihm erwarten, dass er Frau und Kind verlässt?«

»Nein, das kannst du nicht. Das Problem wird eher darin liegen, ihn daran zu hindern, sie zu verlassen. Er und Ramses sind wie Brüder, und David hält sich für den Einzigen, der Ramses' Waghalsigkeit einen Riegel vorschiebt.«

»Das kann keiner«, knurrte Emerson. »Ich hatte gehofft, die Ehe würde ihn zähmen, aber Nefret ist fast so schlimm wie er ...«

Er brach seufzend ab, da die Tür erneut aufsprang. Diesmal war es niemand anders als Nefret.

»Ist mein Name soeben gefallen?«, fragte sie scheinheilig.

Wie üblich war Ramses bei ihr. Ich bin ganz objektiv und ohne irgendwelche mütterliche Voreingenommenheit, wenn ich behaupte, dass sie ein überaus schönes Paar abgaben. Seine markanten Züge, der dunkle Teint und die schwarzen Locken bildeten einen faszinierenden Kontrast zu ihrem hellen Typ. Etwa 1,80 Meter groß, überragte er sie um einiges. Ihr rotgoldener Schopf reichte ihm bis ans Kinn – eine überaus angenehme Größe, wie ich ihn irgendwann einmal mit verräterisch gedämpfter Stimme hatte äußern hören, als ich eines Nachmittags zufällig ihre angelehnte Zimmertür passierte. Natürlich blieb ich nicht stehen oder schaute hinein.

Ich nahm an, dass sie gerade von einem Morgenritt zurückgekehrt waren, da beide entsprechende Kleidung trugen. Genau wie Ramses trug Nefret Hose und Stiefel und ein schmal geschnittenes Tweedjackett. Die Bewegung an der frischen Luft hatte ihre Wangen hübsch gerötet und vereinzelte Locken ringelten sich über ihre Schläfen.

»Aha«, bekundete Emerson. »Äh-hm. Kommt rein. Wir diskutieren gerade unsere Pläne für die kommende Saison.«

»Ich vertraue darauf, dass ihr vorhattet, uns hinzuzuziehen«, versetzte Nefret. »Vater, du weißt um unsere Vereinbarung, dass wir nie wieder Geheimnisse voneinander haben wollten.«

Obgleich sie schon mit 13 Jahren zu uns gekommen war, nachdem wir sie aus einer

entlegenen Oase in den westlichen Wüstengebieten gerettet hatten, wo sie seit ihrer Geburt lebte, nannte sie uns erst seit ihrer Heirat mit Ramses Vater und Mutter. Emerson hatte sie stets wie eine Tochter geliebt; und diese Bezeichnung aus ihrem Munde zu hören ließ ihn dahinschmelzen wie Butter in der Sonne.

»Ja, aber natürlich«, ereiferte er sich.

Die jungen Leute setzten sich auf das Sofa, wo Nefret es sich gemütlich machte, ihre Füße hochlegte und sich an Ramses kuschelte. Er legte einen Arm um sie und grinste mich verlegen an. Es war überaus angenehm, die Veränderungen zu beobachten, die diese Heirat bei ihm bewirkt hatte. Schon als Kind war er entsetzlich eloquent gewesen. Als Erwachsener hatte er mit seiner Beredsamkeit seine Gefühle verschleiert, statt sie zu äußern, und seine Mimik wirkte so beherrscht, dass Nefret ihn oft mit seinem »steinernen Pharaonen-Antlitz« aufzog. Ich hatte ihm mehrere mütterliche Lektionen erteilt, dass es nicht ratsam sei, tiefe und warmherzige Empfindungen zu verbergen, Nefrets liebenswertes, impulsives Naturell hatte jedoch nachhaltigere Wirkung gezeigt. Es ist schwierig für einen Mann, Zurückhaltung bei einer Frau zu üben, die ihn vergöttert, vor allem dann, wenn er genauso empfindet.

»Also«, bemerkte Nefret spitz, »was hast du da gerade gesagt, Vater? Ich bin so schlimm wie ... soll ich raten, wer?«

»Ich meine doch nur ...«, hub Emerson an.

»Wir wissen, was du meinst«, unterbrach Ramses ihn. »Nefret, hör auf, ihm so zuzusetzen! – Mach dir um mich keine Sorgen, Vater. Ich habe nicht die Absicht, mich erneut auf diesen Haufen einzulassen. Diesmal wird es eine rein archäologische Saison, ohne jedwede Störung.«

»Das habe ich doch schon irgendwo gehört.« Emerson blickte finster drein. »Vermutlich können wir nur hoffen. Also wollt ihr beide uns begleiten?«

»Selbstverständlich«, erwiderte Nefret. »Wir haben nie etwas anderes in Erwägung gezogen.«

Emerson schüttelte den Kopf. »Ihr müsst die Gefahren sehen, Nefret. Wisst ihr, wie viele Schiffe wir aufgrund deutscher U-Boote seit Kriegsbeginn verloren haben?«

»Nein, und du weißt es auch nicht«, erwiderte Ramses. »Die Admiralität bemüht sich nach Kräften, diese Information unter Verschluss zu halten. Ich will mich nicht mit dir streiten, Vater. Ich versuche nur, die Alternativen logisch zu durchdenken. Hast du vor, für den Rest des Krieges hier in England zu bleiben?« Er wartete nicht auf eine Antwort; das war auch überflüssig. »Die Deutschen haben zugesichert, Passagierlinien zu verschonen, insbesondere neutrale ...«

»Das war vor der Sache mit der Lusitania«, murmelte ich.

»Wenn du eine Garantie willst, kannst du lange warten«, entgegnete mein Sohn unwirsch. Ich sah, wie die auf Nefrets Schulter ruhenden Finger sich verkrampften, und wusste, dass sie selbiges Thema bereits diskutiert hatten. Verlorene Liebesmüh – das hätte ich ihr gleich sagen können. Genau wie sein Vater hatte Ramses sich der Ägyptologie verschrieben, und ihm war klar, wie sehr Emerson auf ihn zählte. Und in

England zu bleiben hätte sie nicht ertragen können, ebenso wenig wie ich.

»Nun ja«, warf ich fröhlich ein. »Wenn man die Situation logisch betrachtet, wie du vorschlägst, dann ist es beileibe nicht so, als wäre die Gefahr ein Fremdwort für uns. Vermutlich ist das Risiko, torpediert zu werden, geringer als viele andere, denen wir ausgesetzt waren, und sollte es dennoch eintreten ...«

»Dann werden wir schon einen Ausweg finden.« Nefret grinste. »Wie stets.«

»Das ist Kampfgeist«, entfuhr es mir. »Dann ist es also abgemacht? Wir vier und – wer noch? Ihr werdet dieses Jahr ohne Seschat reisen müssen; die Kätzchen sind noch nicht entwöhnt. Was ist mit David?«

»Er bleibt hier«, meinte Ramses.

»Hast du mit ihm gesprochen?«, erkundigte sich Emerson.

»Ja.« Er kniff die Lippen zusammen, doch Emersons stechender Blick zwang ihn zu näheren Ausführungen. »Für die meisten Bewohner von Kairo steht David noch immer in Verdacht, ein fanatischer Nationalist und Anhänger von Wardanis ehemaliger Organisation zu sein. Bei seiner Rückkehr drohen ihm Festnahme und Gefängnis, und das Kriegsministerium würde keinen Finger rühren für seine Freilassung. Dieses Risiko musst du eingehen, wenn du mitspielst im ›Großen Spiel‹.« Letzteres betonte er mit der ihm eigenen Ironie. »Wenn irgendetwas schief geht, bist du austauschbar.«

Nefrets blaue Augen blitzten auf. »Ich bin froh, dass er das erkannt hat. Er hat jetzt andere Verantwortlichkeiten. Lia und das Baby könnten dieses Jahr ohnehin nicht mitkommen. Tante Evelyn und Onkel Walter werden weder ihr erstes Enkelkind noch England verlassen wollen, solange Willy in Frankreich stationiert ist.«

»Nein, gewiss nicht«, bekräftigte ich. Evelyn und Walter hatten schon einen Sohn verloren, Willys Zwillingbruder, ein schwerer Schlag für uns alle, die wir den Jungen gekannt und gemocht hatten. Bislang hatte Willy Glück gehabt, aber wenn er verwundet würde und zur Genesung nach Hause käme, würde seine Mutter ihn sicherlich pflegen wollen. »Was ist mit Sennia?«

Emerson stöhnte auf. Er vergötterte das kleine Mädchen und hatte sie im Jahr zuvor entsetzlich vermisst, dennoch ließ ihn der Gedanke an die getöteten Kinder auf der Lusitania nicht los.

»Hier ist sie entschieden besser aufgehoben«, räumte Ramses ein.

Nefret wandte den Kopf und musterte ihn. »Dann wirst du derjenige sein, der ihr das erklären muss. Als ich letzte Woche etwas Derartiges nur andeutete, spielte sie verrückt.«

»Es ist ein Jammer, wie ihr Frauen euch von diesem Kind tyrannisieren lasst.« Ramses' dicke dunkle Brauen zogen sich zusammen. »Sie kann sich sehr gut beherrschen, wenn sie nur will. Sie benutzt ihre Launen lediglich dazu, ihren Kopf durchzusetzen.«

»Dann macht es dir also nichts aus, ihr die Neuigkeit zu überbringen?«, erkundigte sich seine Gattin honigsüß.

»Eher werfe ich mich einem hungrigen Löwen zum Fraß«, meinte Ramses im Brustton der Überzeugung.

Nefret lachte und ich beeilte mich einzuräumen: »Ramses, ich gehe davon aus, dass du

mich nicht in dein Pauschalurteil weiblicher Unfähigkeit miteinschließt.«

»Gütiger Himmel, nein! Du bist die Einzige in unserer Familie, die mit Sennia fertig wird. Tut mir Leid, Mutter, es bleibt an dir hängen.«

»Ach du meine Güte«, murmelte ich. »Ich würde gern verzichten.«

Nefret lachte ausgelassen. »Es ist einfach zu komisch, dich und Sennia zu beobachten. Die Ähnlichkeit ist ohnehin verblüffend, aber wenn ihr zwei aus der Haut fährt, dann kommt ihr mir vor wie eine erwachsene und eine sechsjährige Tante Amelia.«

Obschon Nefret mich für gewöhnlich Mutter nannte, rutschte ihr gelegentlich diese Bezeichnung heraus, die sie über viele Jahre hinweg verwendet hatte. Das machte mir nichts aus. Was mir etwas ausmachte war die – eindeutig von allen Beteiligten vertretene – Ansicht, dass ich Sennia zur Vernunft bringen sollte. Bei mir versuchte sie ihre Tricks nur selten, aber wenn sie etwas in Rage bringen konnte, dann die Drohung, von Ramses getrennt zu werden. Sie liebte uns alle, aber er war ihr Idol – Ziehvater, großer Bruder, Spielgefährte, Retter.

»Na schön«, murmelte ich. »Ich bin es gewohnt, dass man mir alle unangenehmen Aufgaben überlässt. Ich werde morgen mit ihr reden. Oder übermorgen.«

»Oder überübermorgen?«, schlug Ramses vor.

Ich maß ihn strafend und Nefret zwickte ihn – kleine Erinnerungshilfen, dass, wenn er sich weiterhin auf meine Kosten amüsierte, die Sache letztlich auf ihn zurückfallen könnte. Seine Mundwinkel, zuckten verräterisch, doch er sagte nur beiläufig: »Danke, Mutter.«

»Hmhm«, murmelte ich. »Dann wäre das also geklärt. Ich werde meine üblichen Listen zusammenstellen und du, Emerson, wirst dich nach einer Schiffspassage erkundigen. Ich hoffe, du hast nicht vergessen, dass wir heute Abend auswärts dinieren.«

Keiner von uns schätzt formelle Essenseinladungen, und Besuche in London waren in jenen Tagen nicht unbedingt angenehm. Allerdings hatten wir diese Einladung nicht schnöde ablehnen können. Die Cecils gehörten zu den ältesten und berühmtesten englischen Adelsfamilien. Sie hatten ihrem Land als Soldaten und Parlamentarier gedient; der Vater des derzeitigen Marquis war Premier- und Außenminister gewesen.

Der gesellschaftliche Snobismus ist eine Schwächen, der ich nicht fröne. Der erste Vorstoß von Lord Salisbury war ein Wochenende in Hatfield gewesen – eine Einladung, für die gewiss viele bereitwillig ihre Seelen an den Teufel verscherbelt hätten –, aber selbst wenn ich es gewagt hätte anzunehmen, hätte Emerson dem einen Riegel vorgeschoben. »Gütiger Himmel, Amelia, hast du den Verstand verloren? Drei Tage mit diesem Haufen von hirnlosen Weibern, adligen Schürzenjägern und beschränkten Politikern? Ich würde schon nach drei Stunden Amok laufen!«

»Du weißt doch, was er will, oder?«

»Ja«, stieß Emerson zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Aber er wird es nicht bekommen.«

So leicht gab Salisbury sich indes nicht geschlagen. Eine zweite Einladung, ein Diner auf dem Familiensitz in London, folgte kurz nach meiner Ablehnung der ersten. Mir war

sehr wohl bewusst, dass dies nicht dem Wunsch entsprang, uns kennen zu lernen; nein, er stand unter dem Druck Dritter, die ebenfalls nicht kampflos aufgeben wollten. Dies deutete ich meinem grummelnden Gatten an, und schließlich willigte er ein, Seiner Lordschaft einen Besuch abzustatten und die Sache ein für allemal hinter sich zu bringen.

Als wir uns ankleideten, grummelte er erneut, denn Emerson verabscheut formelle Kleidung. Mit vereinten Kräften gelang es mir und Rose, unserer geschätzten Haushälterin, ihn in seine Abendgarderobe zu stopfen und seine Manschettenknöpfe aufzuspüren, und er hätte sich womöglich weiterhin geweigert, wenn ich seinem Wunsch nicht nachgegeben hätte, dass er das Automobil selber steuern durfte statt des Chauffeurs. Solche kleinen Zugeständnisse sind wichtig, um den ehelichen Frieden zu erhalten. Dies ging indes auf meine Kosten, denn Emerson fährt mit einer Tollkühnheit, die einen in Angst und Schrecken hält.

Allerdings war weniger Verkehr als sonst üblich; seit den Zeppelinangriffen war die Verdunklung in Kraft getreten und die meisten Leute suchten schon vor Sonnenuntergang ihre Häuser auf. Ehrlich gesagt war mir das entfallen, sonst hätte ich Emerson nie erlaubt zu fahren. Wir erreichten den Berkeley Square ohne jeden Zwischenfall, doch meine Nerven lagen blank.

Die Party fand im kleinen, vertraulichen Rahmen statt – wir vier, Salisbury und seine Gattin sowie ein weiterer Herr, blond, wenig anziehend, grinsend und herablassend. Nach der allgemeinen Begrüßung bemerkte Salisbury: »Sie kennen meinen Bruder bereits, nicht wahr?«

Das war in der Tat richtig. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, die anderen Mitglieder der angloägyptischen Gemeinschaft in Kairo nicht zu kennen. Lord Edward Cecil war der Finanzberater des Sultans (mit anderen Worten: Er und Engländer seines Schlages führten die Regierungsgeschäfte). Wir hatten unsere Bekanntschaft nie vertieft, da die gesellschaftlichen Kreise, in denen er verkehrte, aus langweiligen Beamten und ihren noch langweiligeren Ehefrauen bestand. Nach seiner überschwänglichen Begrüßung zu urteilen, hätte man jedoch annehmen können, dass er zu unseren engsten Freunden zählte. Er war ausgesprochen gönnerhaft gegenüber Ramses, den er und seine Clique im Vorjahr geschnitten hatten, da unser Sohn vehement gegen den Krieg Stellung bezogen hatte. Hätte ich irgendwelche Zweifel an der Intention der abendlichen Unterhaltung gehegt, Lord Edwards Verhalten hätte sie zerstreut.

Gleichwohl war niemand so geschmacklos, die Sache zu diesem Zeitpunkt oder während des Abendessens zu erwähnen. Aufgrund der ungleichen Gästezahl war die Tischordnung etwas ungewöhnlich, auch wenn Lady Salisbury ihr Bestes versucht hatte: Ich saß zwischen Salisbury und seinem Bruder, Nefret, Ramses und Emerson auf der anderen Seite der Tafel. Als der Butler den Digestif servierte, erhob sich Lady Salisbury und warf mir einen viel sagenden Blick zu. Ich lächelte sie freundlich an und blieb sitzen.

»Ich hoffe, Sie verzeihen mir, Lady Salisbury. Da ich ein persönliches Interesse an dem Thema habe, das die Gentlemen zu erörtern beabsichtigen, ziehe ich es vor zu bleiben.«

Lord Edwards Blick glitt von mir zu Nefret, die scheinbar Wurzeln auf ihrem Stuhl

geschlagen hatte. Seine Brauen schossen nach oben. »Habe ich es dir nicht gesagt, Jimmy?«

»Du brauchst es nicht zu vertiefen.« Genau wie die anderen Herren hatte Salisbury sich erhoben. »Meine geschätzte ...«

Adel verpflichtet. Mein unorthodoxes Verhalten hatte die Ärmste völlig aus dem Konzept gebracht, doch sie fasste sich rasch wieder. Hoch erhobenen Hauptes schwebte sie aus dem Zimmer und die Herren nahmen wieder ihre Plätze ein.

Für Augenblicke sprach niemand. Den Regeln des Anstands folgend, wartete ich, bis Salisbury oder Lord Edward das Thema ansprachen, doch auch sie schienen zu zögern. Emerson, der nicht mit der Gnade der Geduld gesegnet ist, stand kurz vor einem Redeschwall, als die Tür aufsprang und ein weiterer Mann hereinkam.

Er war mittelgroß und schlank, hatte glänzendes schwarzes, aus der Stirn frisiertes Haar und ein markantes Gesicht. Seine gebogene Nase und das vorstehende Kinn schienen die Lippen beinahe zu verbergen. Seine wettergegerbte Haut mit den winzigen Fältchen, vor allem im Augenbereich, ließen auf langjährige Auslandsaufenthalte schließen – nicht in Ägypten, sonst hätte ich ihn gekannt; möglicherweise in Indien. Er setzte sich auf Lady Salisburys frei gewordenen Stuhl und starrte mich eisig an.

Sein Bemühen, mich zu verunsichern, war indes verfehlt. Ich starrte zurück. »Wenn dieser Gentleman – ich will ihn einmal so nennen, hat er doch ganz offensichtlich an der Tür gelauscht – sich an unserer Diskussion zu beteiligen wünscht, sollte er vielleicht so nett sein, sich vorzustellen.«

Die schmalen Lippen öffneten sich einen Spaltbreit. »Smith.«

»Gütiger Himmel, wie unoriginell«, entfuhr es mir.

»Nehmen Sie ein Glas Portwein?«, erkundigte sich Salisbury bei mir und klang etwas irritiert.

»Nein, danke, auch keine Zigarre. Aber, bitte, rauchen Sie nur; es läge mir fern, die Atmosphäre maskuliner Kongenialität zu zerstören.«

»Das hast du bereits getan«, räumte Emerson anerkennend ein. »Wir sollten zum Geschäftlichen kommen, oder? Wir haben schon genug Zeit vertrödelt und ich möchte nach Hause. Die Antwort lautet nein.«

Er schob seinen Stuhl zurück. »Sei nicht so voreilig, Emerson«, wandte ich ein. »Die Antwort ist nein, aber ich hätte noch einige andere Fragen zu klären. Erstens ...«

»Ihr seid beide zu übereilt«, warf Nefret ein. »Und anmaßend. Er kann für sich selber reden.«

Sie war überaus elegant gekleidet. Ihre blaue Abendrobe stammte von Worth, dazu trug sie ein Collier aus goldgefassten Diamanten und persischen Türkisen. Nicht dass sie solche Äußerlichkeiten gebraucht hätte, um ihre jugendliche Schönheit und Anmut zu unterstreichen. Sie hatte es für ihn getan – er sollte stolz auf sie sein. Aufgrund ihres Unmuts waren ihre Wangen leicht gerötet und ihre blauen Augen blitzten; selbst der rätselhafte Mr Smith quittierte dies mit einem kurzen, geräuschvollen Atemzug. Ich stellte fest, dass sie ausgesprochen wütend auf alle war – auch auf mich und Emerson.

Sämtliche Blicke richteten sich auf Ramses. Die feingliedrigen Finger um den Stiel seines Glases gelegt, hatte er gebannt die rubinrote Flüssigkeit betrachtet. Jetzt sah er auf.

»Nein.«

»Aber mein junger Freund, Sie haben unseren Vorschlag nicht einmal gehört«, lenkte Lord Edward ein.

»Dann machen Sie ihn«, versetzte Ramses höflich.

Die Brauen gehoben, blickte Lord Edward zu dem Mann, der am anderen Ende des Tisches saß. Smith hatte außer einem Nachnamen, der gewiss nicht seiner war, keinen Ton gesagt. Jetzt meldete er sich zu Wort: »Ich kann und werde keine wichtigen Angelegenheiten diskutieren, solange Frauen zugegen sind. Wenn sie unbedingt bleiben wollen, werden wir uns auf eine weitere Zusammenkunft einigen müssen, zu einem späteren Zeitpunkt und an anderer Stelle.«

Ramses' dichte schwarze Brauen bildeten einen Winkel, der seinem Gesicht einen bewusst skeptischen Ausdruck verlieh. »In einer solchen Zusammenkunft sehe ich keinen Sinn. Aus reiner Höflichkeit wollte ich mir Ihren Vorschlag anhören, gleichwohl vermag ich mir nicht vorzustellen, was mich dazu bewegen könnte, eine weitere Aufgabe zu übernehmen.«

»Tut mir Leid, aber das können wir so nicht akzeptieren. Wir müssen zumindest den Versuch machen, Sie umzustimmen«, wandte Salisbury mit seiner ruhigen, wohlklingenden Stimme ein. »Ihre Pflicht gegenüber Ihrem Vaterland ...«

»Pflicht«, wiederholte Nefret. Ihre Stimme bebte, die hübsche Farbe war aus ihren Wangen gewichen. Ihr Blick schweifte zu Lord Edward. »Sie müssen es schließlich wissen, nicht wahr? Sie waren Offizier, Sie haben Ihre Männer in die Schlacht geführt, das Schwert in der Hand, mit fliegenden Fahnen und dröhnenden Fanfaren. Wie ich hörte, soll das ein erhebender Augenblick sein, und wenn er vorüber ist, können Sie sich in der Bewunderung der Damen sonnen und bei einem Glas Portwein die Brillanz Ihrer Strategie mit Ihren Berufskollegen diskutieren.«

Lord Edward war kein Dummkopf. Er versuchte erst gar nicht, ihr ins Wort zu fallen.

»Aber es ist nicht dasselbe«, fuhr Nefret fort, »ob man an der Spitze der Schwerter geht oder selber eins trägt, nicht nur für einige glorreiche Stunden, sondern Monate über Monate. Keine Fanfaren, keine Flaggen; dunkle Gassen und schmutzige, kleine Hinterzimmer, wo man bei Betreten nie weiß, ob man ein Messer zwischen die Rippen bekommt, weil man enttarnt worden ist. Keine Anerkennung, keine Bewunderung, nur weiße Federn von törichten Frauen und Schmähungen von Männern wie Ihren Freunden, Lord Edward. Und Ihnen.«

Er starrte auf seine gefalteten Hände, seine Wangen leicht gerötet. »Ich musste so handeln, Miss ... Mrs Emerson. Es war zu seiner eigenen Sicherheit.«

»Und jetzt wollen Sie, dass er es wieder tut. Hölle und Verdammnis, Sie alle wissen, was geschah, als er den Verräter verfolgte, den Ihr wichtigtuerischer Haufen nie verdächtigt hätte. Wie können Sie es wagen, an seine Pflichterfüllung zu appellieren?«

»Die Regierung Seiner Majestät ist sich seines Verdiensts wohlbewusst«, erwiderte Lord Salisbury steif.

Ramses hatte schweigend zugehört, seine Augen auf Nefrets Gesicht geheftet. Jetzt blickte er zu Salisbury. »Und wie steht es mit David Todros? Er hat weitaus mehr riskiert als ich, und das für ein Land, das ihn brüskiert und ihm die soziale und politische Gleichheit abspricht. Meine Gattin ...« Er dehnte das Wort. »Meine Gattin zollt mir zu viel Anerkennung. Ich hatte zufällig die richtige Qualifikation für diese spezielle Aufgabe. Ich habe mich einverstanden erklärt, weil ich Leben retten wollte, darunter auch die der Ägypter, die glaubten, für die Unabhängigkeit ihres Landes zu kämpfen. Nach wie vor sympathisiere ich mit ihren Zielen. Ich verabscheue Gewalt und habe es satt, irgendwelche Rollen und Täuschungsmanöver zu übernehmen und Freunde und Familie in Gefahr zu bringen.«

»Von dir ganz zu schweigen«, versetzte Emerson, der sich für seine Verhältnisse lange beherrscht hatte. »Dein Part in diesem Geschäft und deine wahre Identität sind einer ganzen Reihe von unangenehmen Zeitgenossen bekannt, darunter auch der Chef des türkischen Geheimdienstes. Sollten sie auch nur vermuten, dass du wieder im Spiel bist, werden sie sich wie eine Meute Pariahunde auf dich stürzen. Wie auch immer, ich kann dich nicht entbehren. Ich brauche dich bei der Exkavation.«

»Ist Ihnen die Ägyptologie wichtiger als dieser Krieg?«, erkundigte sich Mr Smith. Emersons saphirblaue Augen weiteten sich vor Erstaunen. »Selbstverständlich.« Es war reine Provokation – Emersons Spezialität; doch als Mr Smith' Mundwinkel verächtlich zuckten – eine Regung, für die sie sich hervorragend eigneten –, entsagte mein Gatte der Ironie und redete Tacheles.

»Dieser Krieg ist von Anfang an ein Kapitalfehler gewesen! England ist dafür nicht allein verantwortlich, aber, bei Gott, meine Herren, es muss die Konsequenzen teilen und einen hohen Preis zahlen: herausragende junge Männer, zukünftige Gelehrte, Wissenschaftler und Staatsdiener, sowie einfache, rechtschaffene Bürger, die ein einfaches, rechtschaffenes Leben geführt hätten. Und wie wird es enden, wenn Sie des Kriegsspielens überdrüssig geworden sind? Ein paar zurückgenommene Grenzen, einige wenige vorübergehende politische Vorteile, im Austausch für einen gesamten Kontinent in Schutt und Asche und Millionen von Gräbern! Meine Tätigkeit mag vielleicht wenig Bedeutung für das Weltgeschehen haben, aber wenigstens klebt an meinen Händen kein Blut!« Er atmete tief ein und fuhr, nachdem er seinem Herzen Luft gemacht hatte, in ruhigerem Ton fort: »Nun, das wäre geklärt. Gute Nacht, meine Herren. Danke für einen äußerst unterhaltsamen Abend.«

Von der luxuriösen Zivilisation gelangten wir geradewegs ins Chaos. Ich hatte die Geräuschkulisse durch die dicken Mauern und die schweren Fensterportieren wahrgenommen, war aber zu angespannt gewesen, um mich darauf zu konzentrieren. Jetzt war es deutlich hörbar, ein lautes Knallen – wie Champagnerkorken. Lichtstreifen bewegten sich am Nachthimmel über uns und bildeten diffuse Muster.

»Ach du meine Güte.« Ich zog mein Abendcape fester um meine Schultern. »Es scheint

sich um einen Luftangriff zu handeln. Das war es, was Lord Salisbury uns vermitteln wollte. Vielleicht hätten wir ihm Gehör schenken sollen, statt schnöde aufzubrechen.«

»Sollen wir Schutz suchen?«, erkundigte sich Emerson. »Am Ende der Straße ist ein Tunnel.«

»Wozu sollte das gut sein? Bomben fallen aufs Geratewohl. Ich möchte nach Hause.«

In der Ruhepause zwischen dem Gefechtsfeuer vernahm ich ein weiteres Geräusch – ein entferntes Summen. »Seht doch«, flüsterte Nefret. »Da oben.«

Sie sahen hübsch aus und harmlos, wie riesige, silbrige Fische in einem Meer aus Schwärze. Die Suchscheinwerfer erhellten sie und eine weitere Explosion ließ die Luft erzittern.

»Das sind keine Bomben, das sind unsere Kanonen«, bemerkte Ramses. »Von den Bataillonen im Hyde Park. Vater, gestattest du, dass ich fahre? Ich hoffe, ich trete dir nicht zu nahe, aber mein Nachtsehen ...«

»Jetzt ist nicht der richtige Augenblick für höfliches Geplänkel«, zischte ich. »Wo ist das Automobil? Ramses, du fährst.«

Emerson fasste meinen Arm. »Ja, wir können ebenso gut weitergehen. Es sind nur drei dieser verfluchten Dinger und sie scheinen ziemlich weit im Norden zu sein. Sobald die Deutschen ihre Flugzeuge in Kampfstellung bringen, sieht die Sache anders aus.«

»Emerson, würdest du so freundlich sein, dir deine pessimistischen Bemerkungen zu verkneifen und dich zu beeilen?«

Der Himmel über dem East End war ein einziges, rotes Flammenmeer. Sie zielten auf die Docks und trafen auch, soweit ich das beurteilen konnte. Ich konnte meinen Blick nicht losreißen von jenen hübschen, silbrigen Konturen. Warum zum Teufel konnten unsere Kanonen sie nicht abschießen? Gefechtsfeuer im Hyde Park und im Hafen ... Was drohte als Nächstes, Luftkämpfe über dem Buckingham-Palast? Meine behandschuhten Finger schwitzten unangenehm. Ich schalt mich für meine Feigheit, aber ich erlebte zum ersten Mal einen Luftangriff und ich verabscheute es – nicht nur das Gefühl der Hilflosigkeit, sondern auch die Distanziertheit des Ganzen. Wenn mich jemand umbringen will, dann doch bitte aus persönlichen Beweggründen.

Mir schien, als würde Ramses unendlich langsam fahren bis er gerade noch rechtzeitig eine Vollbremsung hinlegte, um einer schemenhaften Gestalt auszuweichen, die direkt vor ihm auf die Straße torkelte.

»Betrunken«, stellte er fest, derweil fragliches Individuum schwankend seinen Weg fortsetzte.

»Die Flucht in den Alkohol ist für manche der einzige Ausweg«, bemerkte Emerson. Er drehte sich um, seinen Arm auf die Lehne des Autositzes gelegt. »Tut es dir Leid, dass du den Portwein abgelehnt hast, Peabody?«

»Nein. Aber zu Hause werde ich mir einen anständigen Whisky Soda genehmigen.«

»Das werden wir alle. Kopf hoch, mein Schatz, es ist so gut wie vorbei. Sie können nicht die ganze Nacht weitermachen.«

Ich konnte die Zeppeline nicht mehr sehen und das Gefechtsfeuer hatte nachgelassen.

Wo wir waren, hätte ich nicht zu sagen vermocht, denn Ramses hatte einen Umweg genommen. Kleinere Geschäfte und Lagerhäuser säumten die Straßen. Ich begann mich zu entspannen, als ich Emersons Aufschrei vernahm und ein grässliches Pfeifgeräusch. Ramses' Schultern zuckten und der Wagen schleuderte und schoss um die Kurve. Er kam schlingernd zum Halten, während das Quietschen der Bremsen von einer gewaltigen Explosion übertönt wurde. Ich fand mich auf dem Boden des Automobils wieder; Nefret lag auf mir und versuchte, mit ihren Armen meinen Kopf zu schützen.

»Nefret?« Ramses stemmte die Tür auf und hob seine Frau auf. Nachträglich fügte er hinzu: »Mutter?«

»Alles in Ordnung«, krächzte ich. »Was zum Teufel war das?«

Emersons riesige Hände stützten mich und halfen mir auf. »Setz dich noch nicht, der Sitz ist voller Scherben, darunter auch Glassplitter. Beruhige dich, mein Schatz. Bist du verletzt?«

»Ich nicht. Nefret hat mich zu Boden gestoßen und mit ihrem Körper geschützt. Ist sie verletzt?«

»Ein paar Schrammen an den Armen«, räumte Ramses ein. Auf seinem und auf Emersons Gesicht waren Blutspritzer. Die Windschutzscheibe war zerschellt und beide Männer mit Glassplittern bedeckt.

Eine Zeit lang blickten wir einander nur fassungslos an. Abgesehen von dem klaffenden Krater in der Straße und der eingedrückten Motorhaube unseres Fahrzeugs hätte der gesamte Vorfall ein entsetzlicher Albtraum gewesen sein können. Die Nacht war totenstill, nur ein friedlicher Halbmond erhellte den dunklen Himmel. Das Automobil war gegen eine Ziegelmauer geprallt, dahinter schien sich eine Fabrik zu befinden. Das Mondlicht war hell genug, sodass ich den Firmennamen lesen konnte. Und wie bei Belanglosigkeiten gelegentlich der Fall, wollte mir dieser nicht aus dem Kopf gehen: BRUBAKER'S BESTE PATENTIERTE BREMSEN.

»Nun gut«, brummte Emerson. »Dann wollen wir mal sehen, ob wir das verfluchte Ding wieder ans Laufen kriegen, was? Das war fahrerisches Können, mein Junge.«

»Reine Glückssache. Wäre da nicht eine nette, kleine Mauer gewesen ...« Er hielt weiterhin Nefrets Schultern umschlungen. »Es war eine von unseren Granaten.«

Erst gegen zwei Uhr morgens trafen wir zu Hause ein. Ein Reifen musste gewechselt werden, und obschon der Motor gleich beim ersten Mal ansprang, nachdem Emerson hektisch den Anlasser betätigt hatte, spuckte und hustete er, sobald Ramses den Gang wechselte. Gargery, der auf uns gewartet hatte, wurde kreidebleich beim Anblick der blutbespritzten, abgerissenen Wageninsassen und wollte umgehend den Arzt holen.

»Da sehen Sie, was passiert, wenn Sie allein ausgehen«, entfuhr es ihm verdrossen. Nefret wies ihn darauf hin, dass sie Ärztin war, und Emerson brüllte: »Hölle und Verdammnis, Gargery, nicht einmal Sie hätten uns vor einer explodierenden Granate schützen können! Bringen Sie uns den Whisky und dann gehen Sie zu Bett.«

Bald darauf lotste Nefret Ramses auf ihr Zimmer und ich tat selbiges mit Emerson. Er setzte sich heftig zur Wehr, als ich seine Schnittwunden mit Jod behandeln wollte, aber

das kümmerte mich nicht. Dank Nefret hatte ich keinen Kratzer abbekommen.

»Ich hatte noch keine Gelegenheit, es zu erwähnen«, bemerkte ich, Emersons leises Fluchen übergehend, »aber das war eine überaus eloquente Rede, Emerson. Gut gemacht, mein Lieber.«

»Pah«, brummte mein Gatte. »Ich habe meinem Herzen zwar Luft gemacht, aber es hatte nicht die geringste Wirkung. Leute wie Cecil oder Salisbury sind dermaßen selbstherrlich, dass der gesunde Menschenverstand keine Chance hat.«

»Nicht zu vergessen Mr Smith. Offensichtlich ist das nicht sein richtiger Name.«

»Offensichtlich.« Wütend wischte Emerson über das Jod, das ihm in den Mund zu tropfen drohte. »Wenigstens wissen wir, was er ist. Zum Teufel mit diesen Leuten und ihrem Hang zu Geheimniskrämerei und Täuschung.«

»Ich kann mir nicht helfen, aber ein bisschen neugierig bin ich schon, was er vorhat.«

»Ich nicht im Mindesten. Und ich hoffe inständig, dass Ramses ähnlich empfindet. Es war sein Ernst, nicht wahr? Er hat seine Aufgabe erfüllt. Er wird seine Meinung doch nicht ändern – oder?«

»Nein, mein Schatz«, sagte ich entschieden. »Aber vermutlich werden sie nicht so leicht aufgeben. Smith ist ein Untergebener, ein Vermittler. Ich bin sicher, irgendein hohes Tier hat ihn geschickt. Vielleicht sogar Kitchener persönlich.«

»Es interessiert mich nicht, ob der König, der Premierminister oder der Allmächtige ihn beauftragt hat. Sie können Ramses nicht zwingen, eine weitere Mission zu übernehmen, und der Junge weiß genauso gut wie ich, dass es vollkommen idiotisch wäre. Wenn er das nicht weiß«, setzte Emerson hinzu, »werde ich dafür sorgen, dass Nefret es ihm auf eine Art und Weise nahe bringt, die er nicht ignorieren kann.«

Aus Manuskript H

Gedämpft drangen die Stimmen aus der Dunkelheit.

»Fessle ihm Arme und Beine und dann lass uns verschwinden.«

»Ihn am Leben lassen? Bist du verrückt? Er weiß, wer ich bin.«

»Dann töte ihn. Oder soll ich das übernehmen und ihm die Kehle aufschlitzen?«

»O nein. Ich warte schon lange darauf, ihn endlich umzubringen. Schlepp ihn nach unten.«

Nach unten in den schmutzigen kleinen Kellerraum, wo die eingeölte Peitsche an einem Wandhaken hing und eingetrocknetes Blut dunkle Flecken am Boden bildete. Schlagartig war er hellwach: Er spürte die feuchte Luft auf seinem entblößten Rücken, die ins Fleisch schneidenden Handfesseln. Früher hatte er geglaubt, er würde die Karbatsche mehr fürchten als den Tod selber. Jetzt, da er beobachtete, wie sein Gegner die schwere Riemenpeitsche schwang, wusste er, dass er sich getäuscht hatte. Er schwitzte vor Angst, aber er wollte nicht sterben, noch nicht, nicht so, nicht ohne eine Chance zur Gegenwehr. Er schloss die Augen und wandte sein Gesicht ab ... und spürte an seiner Wange nicht das raue Gestein des Mauerwerks, sondern eine warme, gewölbte und nachgiebige Oberfläche.